Zeitschrift: Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles

Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft

Band: 6 (1949)

Heft: 1-2

Artikel: Druckte man in Basel früher als in Mainz?

Autor: Ruppel, Aloys

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-387611

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

mit herrlichen fünf Millimeter großen Frakturlettern! Ein moderner Druckfachmann, dem ich das Buch zeigte, war ganz erschlagen vor Entzücken; das hatte er nicht für möglich gehalten. Diese Schrift deklamierte nicht, aber sie murmelte auch nicht, sondern sprach jedes Wort großäugig vor die Seele. Das Buch sah aus, als wäre es einstmals mit der eingestochenen Haarnadel als Orakel befragt worden, als hätten halblaute Lippen an jeder Zeile gehangen – damals, als der Mann hinterm Pflug sie zuweilen noch auswendig kannte, diese Zeilen, die selbst wie fruchtbare Ackerfurchen über das Blatt zogen. Es ging ein Säemann säen. Fast peinlich, zu sagen, daß es zwei Mark gekostet hat.

Jede Leidenschaft macht abergläubisch. Wolle etwas, und schon spähst und lauschest du, ob «es» auch will. Und nun wird jedes Nebenbei zum Plan, jedes Ungefähr Absicht, jeder Zufall ein Fingerzeig. Man wird zum Othello, der das desdemonische Schicksal interpretiert... So war es kein Zufall, daß mir 1917 in Petersburg der bärtige Bauer mit dem Sack auf dem Rücken entgegenkam. Dicht neben mir ließ er den Sack zu Boden fallen und packte etwas aus, etwas, wovon ich lange geträumt hatte – die sechsunddreißigbändige Jean-Paul-Ausgabe von 1840! Dieser Sack kam mir wie vom Himmel gefallen. Und umgekehrt: Welch ein Zufall ließ mich in Berlin jene Oubliette finden, aus deren dunkelster Ecke ich Puschkins «Boris Godunoff, Petersburg 1831» hervorzog, nämlich die Erstausgabe? Das war fast so, als ob ich Puschkin selbst die Hand berührt hätte... Aber das kann nur ein Liebhaber nachfühlen.

Aber ach, es gibt in meiner Bibliothek auch Grabhöhlen, beklagte Abwesende, Bücher, die ich nicht erreichte – wehmütige leere Stellen. Da war ein Karren neben der Staatsbibliothek, der hatte eine Abteilung unter Glas, für die besseren Sachen. Immer blieb ich dort stehen und holte aus der Glasabteilung ein wunderbares Kalbslederbändchen hervor: «Essay on Man, by Alexander Pope, London 1750.» Und jedesmal dachte ich, jetzt noch nicht, aber wenn du den Vertrag mit dem Verleger in der Tasche hast. Das ging so wochenlang. Und kaum hatte ich ihn unterschrieben, so lief ich gleich zu meinem Karren. Da stand daneben ein junger Mann, mitten auf dem Fahrdamm, und las ganz versunken in einem Buch. Ich stürzte zur Glasabteilung: das Buch, mein Buch, war fort! – «Es ist soeben von dem Herrn dort gekauft worden», sagte der Händler, «sehen Sie, er liest darin.» Da stand ich da, mit dem Vertrag in der Tasche... Ein verpaßtes Rendez-vous. «Verzeihen Sie, mein Herr, aber ich habe auf die Dame ältere Ansprüche...», nein, das konnte ich nicht sagen. Und nun fehlt es mir, und wird mir immer fehlen, und ich lasse mich da nicht besänftigen. Hätte ich doch früher...! Aber auch das ist kein Zufall.

Und das Komische ist, daß ich jetzt, wo Bücher Mangelware sind, selbst einer geworden bin, auf den man Jagd macht. Das hat nicht viel auf sich, das passiert heute allen Autoren, und dennoch kitzelt mich's... Jagd auf den Jäger! Aber da auch mir meine Exemplare ausgehen, so sehe ich den Augenblick kommen, wo ich mit fliegenden Haaren durch die Buchläden stürme und nach Radecki verlange. Nur hat die Sache einen Haken. Denn das Vorschwebende, das noch nicht Bekannte macht ja den Reiz dieser Jagd aus. Aber ach, Radecki, gerade den kenne ich ja! Das ist doch so'n kleiner Dicker.

Prof. Dr. Aloys Ruppel, Mainz / Druckte man in Basel früher als in Mainz?[1]

Angeregt durch die Basler Untersuchungen des Oberbibliothekars Dr. Karl Schwarber über «Rätsel um einen Wiegendruck» (vgl. Stultifera Navis, Jahrgang 2, 1945, Nr. 3/4), möchte ich heute die Frage diskutieren: «Druckte man in Basel früher als in Mainz?». Ich sage «diskutieren», denn eine klare und glatte Beantwortung der Frage mit ja oder nein kann bei dem augenblicklichen Stand der Forschung nicht gegeben werden. Es darf uns bedeutsam genug erschei-

[1] Vortrag, gehalten am 8. Oktober 1948 im großen Lesesaal der Universitätsbibliothek Basel.

Anmerkung: Ich lasse diesen Vortrag genau so drucken, wie er gehalten wurde, obwohl ich meine Darlegungen gerne schärfer präzisiert und stärker unterbaut hätte. Dafür aber hätten weder die Vortragszeit noch der zur Verfügung gestellte Druckraum hingereicht.

nen, daß die genannte Frage überhaupt gestellt und als Gegenstand einer ernsten wissenschaftlichen Diskussion betrachtet werden kann. Mein heutiger Vortrag will daher nur die Gründe für und wider darlegen und zu weiteren Forschungsarbeiten aufmuntern.

Meine Damen und Herren!

Es erscheint als eine seltsame Fügung des Schicksals, daß über dem Leben und Werk des Erfinders der Buchdruckerkunst schier undurchdringliches Dunkel gebreitet liegt. Das darf man als tragisch bezeichnen. Denn gerade die Druckkunst wurde das wichtigste und wirksamste technische Instrument, das Dunkel über alle menschlichen Dinge zu zerstreuen und aufzuhellen. Dem Erfinder und den ersten Ausübern seiner Kunst waren also vorher nie gekannte Möglichkeiten in die Hände gegeben, über die Anfänge der Typographie in jeder wünschenswerten Klarheit und Ausführlichkeit in Tausenden von Büchern, d. h. in absolut unverlierbarer und unzerstörbarer Weise, zu berichten.

Aber sie schwiegen oder begnügten sich mit unklaren Andeutungen.

War es die übergroße Bescheidenheit des Erfinders? Oder ein Nichtahnen der Größe seiner Tat? Oder die Sorge um das Geschäftsgeheimnis, zu dessen Wahrung sich die ersten Druckgesellen durch einen Eidschwur verpflichtet hatten?

Wir wissen es nicht und tappen im Dunkeln. Denn die Nachrichtenquellen über Erfindung und Erfinder fließen außerordentlich spärlich und dünn; sie sind dazu noch unklar oder gar trübe und bewässern oft auch ganz nebensächliche Gebiete. Viele dieser Nachrichten streifen nur am äußersten Rande des wirklichen Geschehens vorbei, führen auf Irrwege und hindern uns, in den Kern der uns interessierenden historischen Tatsachen einzudringen.

Die Unsicherheit unseres Wissens über die Erfindung der Druckkunst wurde noch dadurch vermehrt, daß Lokalpatriotismus und Nationalstolz gar zu gerne bewiesen hätten, daß die wirkungsreichste aller Erfindungen in den eigenen Mauern oder bei dem eigenen Volke entstand. Zahlreiche Städte reklamieren die Erfindungsehre für einen ihrer Söhne. Wer wurde nicht schon alles als Erfinder der Typographie bezeichnet und gepriesen! Wir wollen es uns heute versagen, ihre Ansprüche zu untersuchen. Tatsächlich ist es beweisbar, daß von allen nur einer, nämlich der Mainzer Johannes Gensfleisch zum Gutenberg, als der wirkliche Erfinder der Buchdruckerkunst betrachtet werden kann. In dieser Feststellung stimmen wir fast mit allen lebenden Frühdruckforschern der Welt überein.

Aber selbst wenn dieser Nachweis überzeugend und unwiderleglich gelingt, ist noch nicht der *Ort* der Erfindung und der frühesten Ausübung der Kunst Gutenbergs festgestellt. Denn Gutenberg lebte in verschiedenen Städten. In Mainz und in Straßburg ist er viele Jahre lang klar nachweisbar. Aber zwischen den nachgewiesenen Zeiten seines Aufenthaltes in diesen beiden Städten klaffen größere und kleinere Lücken. In diesen unbeschriebenen Zeiten kann er sehr wohl in einem dritten, vierten und fünften Ort gelebt und gewirkt haben. Frankfurt, Bamberg und Eltville reklamieren zum Teil mit Leidenschaft die Ehre für sich, den Erfinder der Druckkunst wenigstens eine Zeitlang beherbergt zu haben. Aber diese drei Städte tun dies erst für die Zeit *nach* dem Gelingen der Erfindung. Keine von ihnen kann also als Erfindungsort der typographischen Kunst bezeichnet werden.

Aber es ist nun nicht so, daß die Ehre, die erste typographische Druckstadt der Welt zu sein, nur zwischen Straßburg und Mainz strittig sei. Es gibt noch eine dritte Stadt, die in den Wettbewerb einzutreten berechtigt ist, und die, wenn ihr Anspruch schlüssig bewiesen werden könnte, sogar in der zeitlichen Reihenfolge *vor Mainz* zu rangieren hätte. Diese dritte Stadt ist Basel.

Meine Damen und Herren! Nun könnten Sie – ganz begreiflicherweise – vermuten, daß ich als quasi Mitbürger des Mainzers Gutenberg und als Direktor des Mainzer Gutenberg-Museums in der Diskussion der auftretenden Probleme schnurgerade auf die Feststellung hinsteuere, daß eben doch nur Mainz die älteste typographische Druckstadt der Welt sein könne.

Nein! So ist es nicht. Denn ich bin mir genau bewußt, daß bei der Suche nach der historischen Wahrheit weder der Lokalpatriotismus noch die heilige Vaterlandsliebe irgendeinen Einfluß ausüben dürfen. Selbst wenn die Wahrheit als schmerzlich empfunden werden müßte, darf der Historiker doch nur von dem einen Streben beseelt sein, die Wahrheit zu finden und der gefundenen Wahrheit die Ehre zu geben, ohne sich von einem noch so verständlichen Gefühl hemmen oder auch nur beeindrucken zu lassen.

Rufen wir uns zunächst die historisch fest-

stehenden Tatsachen ins Gedächtnis zurück, ehe wir unsere Schlüsse aus ihnen ziehen.

Fest steht, daß Gutenberg zwischen 1394 und 1399 zu Mainz in seinem väterlichen Hofe, von dem er seinen Namen trug, geboren wurde. Sein Vater war der Mainzer Patrizier Frilo Gensfleisch zur Laden zum Gutenberg, seine Mutter Else Wirich, die Tochter des bürgerlichen Kaufmannes Werner Wirich zum Steinern Krame aus der Kannengießergasse zu Mainz. Der Vater starb 1420, die Mutter 1433. Sie hinterließen drei lebende Kinder: Frilo, Else und Johannes. Während die Schwester Else, seit 1414 als Ehefrau des Patriziers Claus Vitztum, in Mainz lebte und auch dort um 1444 starb, scheinen ihre beiden Brüder Frilo und Johannes in den Kämpfen, die im September 1428 erneut zwischen den Patriziern und den Zünften entbrannten, ihre Vaterstadt verlassen zu haben. Damals war Johannes etwa 30 Jahre alt. Vermutlich wandten sich beide sofort nach Straßburg, wo gewisse Einkünfte ihrer harrten. Das ersehen wir daraus, daß der Ältere (Friele) 1429 in Straßburg eine Quittung ausstellte, aus der dortigen Stadtkasse eine Jahresrente von 26 Gulden erhalten zu haben. Er war also unmittelbar nach dem unglücklichen Ausgang des Mainzer Kampfes in Straßburg. Von dem jüngeren Bruder Johannes hat sich zufällig aus dieser Zeit keine Quittung mehr in Straßburg erhalten. Da auch die Straßburger Stadtrechnungen für 1428 und die folgenden Jahre nicht mehr existieren, können wir nur aus dem Umstande, daß in späteren Jahren neben der Frieleschen Rente von 26 Gulden ein gleich hoher jährlicher Rentenbetrag auch an den jüngeren Johannes ausbezahlt wurden, schließen, daß die Brüder Gensfleisch zum Gutenberg seit 1428 in Straßburg Renten bezogen.

Während Friele als das älteste männliche Glied der Familie Gutenberg schon vor dem 28. März 1430 nach Mainz zurückkehrte und hier wieder Ratsherr wurde, blieb Johannes in der freigewählten Verbannung, obwohl ihm der Versöhnungsvertrag vom 28. März 1430 unter Nennung seines Namens die Rückkehr in die Vaterstadt erlaubte. Vom Frühjahr 1434 ab ist er für ein volles Jahrzehnt auch urkundlich in Straßburg nachweisbar. Zwar wohnte er nicht in einem Patrizierpalast der Innenstadt, sondern in der von armen Fischern besiedelten und nach einem dort befindlichen Kloster genannten Vorstadt St. Arbogast, wo ihm sein treuer Diener Lorenz Beildeck und dessen Ehefrau den Haushalt führten. Die Stadt Mainz sperrte dem unversöhnlich in der Fremde bleibenden Auswanderer die ererbten Mainzer Renten. Dadurch geriet Gutenberg in eine schmerzliche Notlage, die ihn zwang, wenigstens einen Teil seines Lebensunterhaltes mit seiner Hände Arbeit zu verdienen. Tatsächlich sehen wir zu unserer Überraschung den stolzen Mainzer Patrizier in St. Arbogast mit handwerklichen Künsten beschäftigt, die er so meisterhaft beherrschte, daß er anderen darin gutbezahlten Unterricht zu erteilen vermochte.

Wie er sich diese Fertigkeiten aneignete, hat uns keine Nachricht übermittelt. Die ersten 30 Jahre seines Lebens, das er vorher zu Mainz verbrachte, sind für uns unbeschriebene Blätter geblieben. Wir können also nur vermuten, daß er in seiner Vaterstadt, in der dreimal so viel Goldschmiedemeister tätig waren als in dem dreimal größeren und reicheren Nürnberg, mit Interesse zusah, wie allerlei Pracht- und Gebrauchsgerät kunstvoll hergestellt wurde, wie die Münzer und die Siegler Figuren und Wappen mit dem Stichel in hartes Metall eingruben und rund um diese Bilder Inschriften mit einzelnen stählernen Buchstabenpunzen einschlugen, so daß sie dann spiegelverkehrt in einer abgezirkelten Vertiefung saßen. Legten sie dann zwischen zwei eiserne Münzstempel ein dünnes Scheibchen Gold oder Silber und schlugen kräftig mit einem Hammer auf das obere Stück oder drückten sie in den Siegelstempel aus Messing weich gemachtes Wachs ein, so erhielten sie eine Münze oder ein Siegel, auf denen Bild und Umschrift erhaben und direkt lesbar in die Erscheinung traten. Diese Arbeiten, insbesondere die der Herstellung schier zahlloser Siegelstempel, waren das tägliche Brot der damaligen Goldschmiede; die Technik war also allgemein bekannt und konnte Gutenbergs Interesse erweckt und in ihm den Wunsch lebendig gemacht haben, sich in ähnlicher Tätigkeit zu versuchen.

In Straßburg traf Gutenberg mit einem anderen Flüchtling zusammen, mit dem er sich nicht nur durch ein ähnliches Schicksal, sondern auch durch die gleiche Kunstfertigkeit verbunden fühlte; es war Hans Donne oder Dünne, der die Stadt Frankfurt hatte verlassen müssen; nachweislich seit 1436 arbeitete er mit ihm in der Weise zusammen, daß er ihm Aufträge gab,

die nach der eidlichen Aussage Dünnes zum Drucken gehörten und für die Gutenberg ihm alljährlich einen sehr hohen Lohn bezahlte. Schon diese Tatsache allein macht es klar, daß der Mainzer Patrizier in der Straßburger Vorstadt St. Arbogast hinzuverdienen mußte, obwohl er etwa Frühjahr 1434 durch herzhaften Zugriff auf den nach Straßburg gekommenen Mainzer Stadtschreiber Nikolaus erreichte, daß die Stadt Mainz ihm auch seine Mainzer Renten wieder auszahlte. Gutenberg unterrichtete – offenbar gegen gute Entlohnung – den Straßburger Bürger Andreas Dritzehn in der Kunst des Edelsteinschleifens, und zwar so vortrefflich, daß der Schüler, wie ein Straßburger Gerichtsprotokoll von 1439 vermeldet, aus dem Gelernten auch praktischen Nutzen ziehen konnte.

Im Frühsommer des Jahres 1438 gründete Gutenberg mit dem Straßburger städtischen Beamten Hans Riffe und den beiden Straßburger Bürgern Andreas Heilmann und dem schon genannten Andreas Dritzehn eine Firma zur Herstellung von Spiegeln, die auf der nächsten Wallfahrt zu den Heiligtümern in Aachen verkauft werden sollten. Auch in der Spiegelfabrikation war Gutenberg ganz unbestritten der führende Meister und Inhaber des Herstellungsverfahrens. Das geht daraus hervor, daß seine drei Geschäftsgenossen ihm ein sehr erhebliches Lehrgeld bezahlen mußten, das für die beiden Andreas je 80 Gulden betrug, für welchen Betrag man damals 9 feiste Mastochsen hätte kaufen können. Trotz dieser hohen Einlage wurde jedem der beiden Andreas nur je ein Achtel des erhofften Gewinnes zugesprochen, während Riffe ein Viertel erhalten sollte und Gutenberg sich die volle Hälfte vorbehielt.

Daneben beschäftigte sich Gutenberg in St. Arbogast aber noch mit einer anderen Kunst, die er vor seinen drei Partnern in der Spiegelfabrikation zunächst geheimhielt. Erst als die Genossen feststellten, daß sie sich in dem Termin für den Absatz ihrer Spiegel um ein volles Jahr geirrt hatten (die Aachener Wallfahrt fand nicht, wie sie ursprünglich annahmen, 1439, sondern erst 1440 statt), drangen sie in ihren Meister, er möge sie auch mit seiner Geheimkunst bekannt machen, um aus ihr früher als aus der Spiegelherstellung gemeinsame Einnahmen zu erzielen. Gutenberg zögerte und stellte seine Bedingungen, die erst nach Verhandlungen angenommen wurden. Das Ergebnis war ein neuer Gesellschaftsvertrag, der zur Ausbeutung der Geheimkunst Gutenbergs zwischen den gleichen vier Personen Ende Sommer oder Frühherbst 1438 für fünf Jahre abgeschlossen wurde. Die beiden Andreas mußten sich verpflichten, außer dem für die Spiegelfabrikation bereits erlegten Betrag von je 80 Gulden noch weitere je 125 Gulden als Lehrgeld an Gutenberg persönlich einzuzahlen; sie erhielten auch in der neuen Firma nur je ein Achtel des erwarteten Gewinnes zugesprochen. Da wir als sicher annehmen dürfen, daß der dritte der Genossen, Hans Riffe, der offenbar nur stiller Teilhaber war und nicht praktisch mitarbeitete, entsprechend seinem Gewinnanteil von einem Viertel, mindestens doppelt so viel als jeder der beiden Andreas einzuzahlen hatte, so flossen schon allein durch das «Lehrgeld» für die geheime Kunst 500 Gulden in Gutenbergs Tasche. Wenn nun der Meister selbst für die volle Hälfte des Gewinnes nicht nur seine Erfindung, sondern möglicherweise auch noch Geld in die neue Firma einschoß (wozu er durch die nachträgliche Auszahlung seiner Mainzer Renten in Höhe von 310 Gulden in der Lage gewesen wäre), so hätte schon zu Beginn des Geheimunternehmens eine sehr erhebliche Kapitalsumme zur Verfügung gestanden. Wir hören aber, daß noch wesentliche weitere Geldmittel gebraucht wurden, die geborgt und verzinst werden mußten; auch hat der eine Gesellschafter, Andreas Dritzehn, allein in wenigen Monaten vor Weihnachten 1438 weit über 300 Gulden aus seinem väterlichen Vermögen aufgewendet, wie er einer Zeugin gegenüber erklärte. Es handelte sich also bei der Gutenbergischen Geheimkunst in Straßburg um keine Kleinigkeit, sondern um ein Unternehmen, das für die damalige Zeit einen sehr großen Kapitalbedarf hatte.

Aber die Genossen glaubten an Gutenberg und an die Rentabilität seiner Kunst. Hoffte doch schon vor Weihnachten 1438 Andreas Dritzehn, daß er (wie die Zeugin Bärbel drastisch darlegte) das von ihm für das Unternehmen aufgewandte Geld von fast 500 Gulden im Laufe eines einzigen Jahres restlos herausgewirtschaftet habe, obwohl er doch nur ein Achtel des Gesamtgewinnes zu beanspruchen hatte.

Wir werden auf diese Tatsache noch einen sehr wichtigen Schluß aufzubauen haben.

Was aber stellten die vier Genossen in Straßburg her, aus dem sie so hohe Gewinne schon

innerhalb eines einzigen Jahres so zuversichtlich zu erzielen hofften?

Ganz offenbar etwas anderes als Spiegel, die sie vorher für die Aachener Heiligtumsfahrt herzustellen begonnen hatten. Denn die Gesellschafter erfuhren erst das neue Geschäftsgeheimnis, als sie die Spiegelfabrikation einzustellen gedachten. Die Annahme einiger Forscher, daß die bisher geheimgehaltene Kunst Gutenbergs identisch mit der Spiegelherstellung und also nichts anderes als die Herstellung von Drucken des sogenannten Heiltumsspiegels sei, ist also unbedingt abzulehnen. Wir brauchen deshalb die Beobachtung, daß auf der Heiligtumsfahrt in Aachen tatsächlich Spiegel und Zeichen in Metall verkauft wurden, nicht mehr zusätzlich anzuführen. Die neue Kunst Gutenbergs war ganz klar etwas anderes als das den Genossen bereits früher bekannt gegebene Verfahren der Spiegelherstellung.

Und stürmischer erhebt sich für uns die Frage: Worin bestand diese neue Geheimkunst Gutenbergs?

Die vier Genossen hatten sich zur Geheimhaltung verpflichtet. Selbst für den Fall, daß einer der Gesellschafter vor Ablauf der fünfjährigen Vertragsfrist sterben sollte, war bestimmt worden, das Geheimnis auf die Überlebenden beschränkt zu halten und die Erben des Verstorbenen nicht einzuweihen, sondern sie bei Vertragsablauf mit 100 Gulden abzufinden. Auch an dem inzwischen angefertigten Gerät und den hergestellten Erzeugnissen sollten diese Erben keinen Anteil mehr haben. Tatsächlich trat der vorgesehene Fall ein, indem Andreas Dritzehn wenige Monate nach Geschäftsbeginn zu Weihnachten 1438 starb, noch bevor er einen, 85 Gulden betragenden, Rest seines Lehrgeldes an Gutenberg abgeführt hatte. Seine beiden Brüder, Jörg und Claus Dritzehn, begehrten als Erben in das Gutenbergische Unternehmen aufgenommen zu werden, andernfalls sie das von ihrem Bruder eingeschossene Geld von fast 50 Gulden zurückverlangten. Gutenberg wies sowohl das eine wie das andere unter Hinweis auf den abgeschlossenen Vertrag ab. Die Brüder Dritzehn riefen darauf die Entscheidung des Straßburger Gerichtes an. So entstand ein großer Prozeß, der sich das ganze Jahr 1439 hinzog. Nicht weniger als 33 Zeugen wurden eidlich vernommen. Die meisten dieser Zeugen mögen das Geschäftsgeheimnis nicht gekannt haben. Auch sind die Aussagen wichtiger Zeugen nicht mehr erhalten. Die wirklich Wissenden aber suchten ihren Eid der Geheimhaltung auch der richterlichen Befragung gegenüber zu halten. Sie beschränkten sich daher auf Andeutungen und ergingen sich etwas ausführlicher nur in den Dingen, die nicht zum Geschäftsgeheimnis gehörten. Immerhin erfahren wir, daß die Gutenbergische Gemeinschaft zu wiederholten Malen Blei ankaufte; daß sie Formen herstellte, die man einschmelzen konnte, die also in Metall gegossen worden waren; daß sie sich einer von dem Drechsler Conrad Saspach angefertigten Presse bediente, an der Andreas Dritzehn bis tief in die Nacht hinein fleißig arbeitete; daß in dieser Presse etwas benutzt wurde, was mit zwei Schrauben zusammengehalten wurde und bei Auflösung dieser Schrauben so auseinanderfiel, daß niemand mehr erkennen konnte, was es war. Dieses «Etwas» sollte nach dem ausdrücklichen Willen Gutenbergs unbedingt geheimgehalten werden. Unmittelbar nach dem Tode Dritzehns schickte er seinen Diener und über Anton Heilmann auch den Pressebauer Saspach in die Wohnung des Verstorbenen, wo die Presse stand, um dieses geheimnisvolle «Etwas» unkenntlich machen zu lassen. Auch ließ Gutenberg bei Andreas Heilmann Formen abholen und nach St. Arbogast bringen, wo er sie vor seinen Augen einschmelzen ließ, was ihm bei einigen davon wieder leid tat. Das gebrauchte Handwerksgerät wird als «Gezeug» bezeichnet. Einer der vier Genossenschafter, Andreas Heilmann, ist mit seinem Bruder Besitzer einer Papiermühle in unmittelbarer Nähe von Gutenbergs Wohnung in St. Arbogast.

Dazu kommt dann noch die wichtige Aussage des Goldschmiedes Hans Dünne, daß er seit 1436 bei Gutenberg 100 Gulden verdient habe, «allein mit dem, das zum Drucken gehöret».

Es ist klar, daß in dem in der Presse befindlichen mit zwei Schrauben zusammengehaltenen «Etwas» und in den zurückgeholten und wieder eingeschmolzenen «Formen» das Wesentliche der Geheimkunst Gutenbergs bestand.

Nun verstand die ganze Frühdruckzeit unter «Formen» gegossene Bleibuchstaben. Auch die Worte Presse und Gezeug oder Zeug sind der frühen Druckersprache eigen. Nimmt man dazu das ganz klare Wort des in Metalltechniken erfahrenen Hans Dünne von dem «Drucken», so kann man nicht mehr daran zweifeln, daß sich

die vier Genossen und der im Lohnverhältnis stehende Goldschmied Dünne (und vielleicht noch andere Mithelfer) ganz offenbar 1438 in Straßburg mit Techniken beschäftigten, die kaum etwas anderes gewesen sein können als die Anfänge der nur auf metalltechnischer Grundlage entstehbaren Typographie, die kurze Zeit später weithin sichtbar mit dem Namen des gleichen Johannes Gutenberg verbunden wurde und bis zum heutigen Tage mit ihm verbunden blieb.

Wenn sich Gutenberg und seine Genossen seit 1438 in Straßburg unter großem Kapitaleinsatz mit typographischen Techniken beschäftigten und einer der Genossen bis spät in die Nacht hinein hingebend an einer Presse tätig war, um in einem einzigen Jahre, obwohl ihm doch nur ein Achtel des Reinerlöses zustand, fast 500 ausgegebene Gulden zurückgewinnen zu können, müssen sie mit der Anfertigung eines verkaufsfähigen Erzeugnisses beschäftigt gewesen sein, das einen guten Verkaufspreis und mithin einen guten Gewinn in Aussicht stellte.

Welches aber war dies Erzeugnis? Bis zum heutigen Tag ist nicht das geringste Bruchstück eines typographischen Druckes festgestellt worden, den man der Straßburger Zeit Gutenbergs (der im Frühjahr 1444 diese Stadt verließ) mit einiger Sicherheit zuschreiben könnte. Dazu kommt, daß in der ganzen Frühdruckzeit bis in das 16. Jahrhundert hinein alle bisher bekannt gewordenen Nachrichten ohne Ausnahme und ausschließlich die Stadt Mainz als den Erfindungsort der Typographie bezeichnen. Eine besonders deutliche Sprache spricht der schon 1460 in Mainz erschienene große Catholicondruck, dessen Schlußschrift in religiös gehobener und feierlicher Form erklärt, daß Gott, der den Kleinen und Ungelehrten gibt, was er den Großen und Weisen verweigert, der Stadt Mainz die Gnade erwies, Geburtsstadt der Druckkunst zu sein.

Und weiter! Werfen wir unseren forschenden Blick auf die bis heute erhaltenen frühesten Erzeugnisse der typographischen Presse, die mit dem Erfinder Johannes Gutenberg in persönliche Beziehung gebracht werden können und gebracht wurden.

Da sind zunächst die Drucke in der sogenannten Donat- und Kalendertype, die als die Urtype Gutenbergs gilt. Alle diese Drucke weisen nicht nur mit größter Wahrscheinlichkeit, sondern geradezu mit Sicherheit auf Mainz als ihren Entstehungsort hin. Das älteste Presseerzeugnis in der Donat- und Kalendertype, das in Einbänden frühester Rechnungsakten der 1477 gegründeten Mainzer Universität aufgefundene und heute im Gutenberg-Museum zu Mainz verwahrte Fragment des deutschen Gedichtes vom Weltgericht, ist nach Fundort und Sprachdialekt ein Mainzer Erzeugnis. Die Drucke in der Donat- und Kalendertype können also kaum in der Urwerkstatt Gutenbergs in Straßburg entstanden sein.

Noch weniger trifft dies für die Drucke in der Type der 42zeiligen Bibel zu, die nachweislich alle erst nach 1450 in Mainz entstanden sind.

Das gleiche gilt für die beiden Ablaßbriefe der Jahre 1454 und 1455.

Und nicht anders ist es mit den Drucken in der Catholicontype der Zeit von 1459–1462.

Auch die Drucke der in zwei Typengraden mit vielen Zierbuchstaben in drei Farben hergestellten Psalterien von 1457 und 1459 weisen sich durch ihre genauen Schlußschriften als von Fust und Schöffer in Mainz gedruckt aus. Selbstverständlich wurde auch der um 1458 anzusetzende Canon Missae von Fust und Schöffer in Mainz gedruckt.

Haben wir damit bereits *alle* Drucke aufgezählt, die mit Gutenberg persönlich in Zusammenhang gebracht werden können? Noch nicht ganz. Es gibt nämlich noch einen heimatlosen in roter und schwarzer Farbe hergestellten typographischen Druck von 192 Folioblatt, dessen Geburtsheimat bisher noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden konnte. Es ist das rätselhafte *Missale speciale Constantiense.*

Dieser Druck ist in drei Exemplaren erhalten; eines besitzt die Bayrische Staatsbibliothek in München (ihm fehlen 16 Blatt), ein zweites das Kapuzinerkloster Romont bei Fribourg in der Schweiz (ihm fehlt nur das vorletzte Blatt) und ein drittes die Zentralbibliothek in Zürich (das ganz vollständig ist). In einem Baseler Druck der Wolfenbütteler Bibliothek fand Haebler ein defektes Blatt; neuerdings stellte Karl Schwarber in der Sammlung Neufforge zu Davos nicht weniger als vier unvollständige und vier ganz vollständige Blätter des Missale speciale fest und beschrieb sie ausgezeichnet. Dafür wurde die Basler Universitätsbibliothek glückliche Besitzerin von einem dieser Blätter.

Neben dem Missale speciale existiert in einem einzigen (erfreulicherweise ganz vollständigen)

Exemplar im Benediktinerkloster Sankt Paul in Kärnten ein Missale abbreviatum, von dessen 144 Seiten die meisten von dem Satz des Missale speciale abgezogen, also gleichzeitig mit ihm gedruckt wurden.

Im ganzen gesehen, liegt also für diese Missaldrucke reiches Material vor. Aber wer sie herstellte und an welchem Ort sie hergestellt wurden, hat die Wissenschaft bisher noch nicht zu ergründen vermocht.

Das Missale speciale Constantiense wurde mit Typen gesetzt, die von den gleichen Stempeln und zum Teil auch aus den gleichen Matrizen herrühren, aus denen ein großer Teil der sogenannten kleinen Psaltertypen von 1457 kam. Aus dieser Tatsache kann nur der eine Schluß gezogen werden, daß der Typenhersteller, Setzer und Drucker des Missale speciale mit dem Typenhersteller des Psalters von 1457 identisch ist. Als *Drucker* und Verleger des Psalters nennen sich in dessen Schlußschrift Fust und Schöffer in Mainz. Begonnen aber wurde der Satz des Psalters und bis etwa zum Ende des ersten Drittels des Werkes durchgeführt von keinem anderen als Gutenberg, wie Adolph Tronnier in einer mit großer Akribie durchgeführten, aber leider noch nicht ganz abgeschlossenen und noch nicht veröffentlichten Untersuchung nachwies.

Somit ist Gutenberg auch der Schöpfer des Missaldruckes.

Wann und wo aber stellte er ihn her? Das ist die Frage, die die Frühdruckforscher auf das lebhafteste bewegte und sie zur Aufstellung verschiedener Hypothesen verführte. Wir wollen hier ihren Streit um das Missale speciale nicht im einzelnen schildern, sondern nur ganz kurz darlegen, wie die Dinge logischerweise gesehen werden müssen:

Alle Forscher erkennen übereinstimmend an, daß die Typen des Missale *vor* den mit ihnen vielfach ganz gleichen kleinen Psaltertypen hergestellt wurden. Trotzdem meinen Zedler, Haebler, Schwenke und Schmidt, daß sie erst *nach* dem Erscheinen des Psalterdruckes zum ersten Male in dem Missale speciale benutzt worden seien. Was sie für diese irrige Meinung ins Feld führen, sind lediglich phantasievoll erdachte Möglichkeiten, die in höchstem Grade unwahrscheinlich und zweifelhaft sind. Man hat den Eindruck, daß sie das Problem überhaupt nicht logisch durchdachten, sondern nur die aufsehenerregenden Darlegungen des zunächst als Außenseiter betrachteten Professors Otto Hupp ablehnten, der das erste Exemplar des Missale speciale auffand, es eine Zeitlang besaß, ausführlich erläuterte und für einen der frühesten Drucke Gutenbergs erklärte. Hupp stützt seine Ansicht auf die genaue Vergleichung des Zustandes der Typen im Missale speciale und im Psalterium von 1457. Im Psalterium ist der Typenbestand umfangreicher als im Missale (250 gegen 160 Zeichen). Schlecht gelungene Typen des Missale sind im Psalterium durch bessere Formen ersetzt. Die schwerer zu gießenden überhängenden Buchstaben des Psalters kommen im Missale noch nicht vor. Auch ist das Gutenbergische Schriftsystem der Anschlußbuchstaben, das im Psalter erscheint, im Missale noch nicht durchgeführt. Wenn somit die Missaltype sich als vor der kleinen Psaltertype hergestellt erweist, muß also auch der Missaldruck vor dem Psalterdruck entstanden sein. Denn der Erfinder mußte doch ganz natürlich erpicht darauf gewesen sein, die hergestellten Typen auch zu einem Drucke – mindestens in einem Probedruck – zu benutzen, um für die aufgewandten Kosten und Mühen entschädigt zu werden. Denn es ist unsinnig, anzunehmen, daß man die für das Missale hergestellten Typen (etwa wegen ihrer Unvollkommenheiten) zunächst unbenutzt liegenließ und sie dann *doch* für das Missale speciale benutzte, nachdem man die vollkommenen Formen für den Psalter von 1457 hergestellt und sie in diesem Drucke aller Welt vor Augen geführt hatte. Die Logik spricht für das Erscheinen des Missale vor dem Mainzer Psalter. Dazu kommt noch die Tatsache (auf die mich der Baseler Frühdruckforscher Arnold Pfister aufmerksam machte), daß alle späteren Missaldrucke (ebenso wie die vorausgehenden handschriftlichen Meßbücher) den Canon, den für alle Messen unveränderlich feststehenden Teil, stets in einem größeren Schriftgrad herstellten. Das wäre zweifellos auch in dem Missale speciale Constantiense geschehen, wenn die große Psaltertype schon vorhanden gewesen wäre.

Nun weist aber Hupp noch auf die Beobachtung hin, daß das im Missale noch nicht durchgeführte System der Anschlußbuchstaben und der überhängend gegossenen Typen bereits in ganz konsequenter und unübertrefflicher Weise in der seit 1450 in Arbeit befindlichen 42zeiligen Bibel in Anwendung kam. Also müsse die Herstellung der Typen des Missale speciale und sein

Druck vor Beginn des Bibeldruckes, d. h. vor 1450, erfolgt sein. Ja, da auch Drucke vor 1450 (wie der Astronomische Kalender für das Jahr 1448) schon Anschluß- und überhängende Buchstaben aufweisen, müsse der Missaledruck auch noch vor diesen, also noch in den vierziger Jahren des 15. Jahrhunderts entstanden sein.

Man wird diesen Folgerungen Hupps nicht nur die größtmögliche Wahrscheinlichkeit, sondern auch die logische Konsequenz zubilligen müssen. Wenn Hupp hierin aber recht hat, dann muß man mit ihm das Missale speciale Constantiense für *einen* der frühesten, wenn nicht gar für *den* frühesten Druck Gutenbergs überhaupt halten.

Gestützt wird diese Meinung auch noch durch die Feststellung, daß die übrigen frühesten Drucke Gutenbergs in ihrer zeitlichen Entstehungsfolge von dem größeren und gröberen Schriftgrad zu kleineren und feineren Schriftgraden fortschreiten, um auf eine Seite des teueren Papiers oder Pergaments immer größere Textteile unterbringen und dadurch die Erzeugnisse wesentlich verbilligen zu können. So geht es von der etwa seit 1445/46 erscheinenden noch groben Donat- und Kalendertype zur feineren Type der 42zeiligen Bibel seit 1450 und dann zur noch viel kleineren Ablaßbrieftype von 1454 und 1455.

Diese Entwicklung setzt sich nach den Psalterdrucken von Fust und Schöffer in deren Werkstätte in der Herstellung der Durandustype und der Catholicontype von 1459 ab fort. In dieser Entwicklungstendenzreihe paßt die unvollständige und unvollkommene Missaltype ganz ausgezeichnet an den Anfang.

Und noch an ein anderes müssen wir uns erinnern: Der Mainzer Bürger Johannes Fust lieh etwa 1450 dem Johannes Gutenberg 800 Gulden, damit er das Werk «vollebrengen», d. h. den Apparat für das «Werk der Bücher» vervollständigen könne. Und später zahlte Fust weitere 800 Gulden ein. Wir können nachweisen, daß das gesamte Druckgerät und die gesamten Herstellungskosten der 42zeiligen Bibel weit weniger Geld erforderten, als Fust besorgte, daß also unter dem geplanten Werk der Bücher nicht nur die Bibel, sondern auch das Psalterium, der Canon Missae, ja vielleicht auch (wie Zedler vermutet) noch ein Vollmissale verstanden werden müsse. Bedenkt man, daß der vorsichtige Geschäftsmann Fust damals in der fruchtbaren Umgebung von Mainz mit 1600 Gulden etwa sechs Bauerngüter von je 150 Morgen hätte kaufen können, so muß ihm Gutenberg gezeigt haben, daß mit seiner Kunst viel Geld zu verdienen war. Dies konnte überzeugend nur durch Vorzeigen eines größeren Probedruckes geschehen, der stärker in die Augen fiel als die kleinen Donatdrucke oder ein Einblattkalender. 1450 aber existierte noch kein solch stattliches Druckwerk, *wenn es nicht das zweifarbige Missale speciale Constantiense* war. An ihm konnte Gutenberg zeigen, was er zu leisten in der Lage war, aber auch, was ihm in seinem Werkgerät und in seinem Typenapparat noch fehlte, um Drucke von der Schönheit und Ebenmäßigkeit handgeschriebener Prachtwerke herzustellen, deren Verkaufspreis stark in die Waagschale des Fustschen Entschlusses zur Herausgabe einer gewaltigen Summe fiel.

Gewiß wollen wir uns darüber klar sein, daß wir in unseren Darlegungen noch keinen schlüssigen Beweis dafür geliefert haben, daß das Missale speciale der *früheste* Druck Gutenbergs und damit das älteste typographische Erzeugnis der Welt ist. Aber die Wahrscheinlichkeiten sind doch so groß, daß sie nicht leicht abgeschwächt, widerlegt oder als unmöglich nachgewiesen werden können.

Trotzdem bleibt der Boden, auf dem wir weiter bauen, schwankend. Sicher ist nur, daß Gutenberg der Schöpfer des Missaldruckes war, und daß er ihn als *einen* seiner *frühesten* Versuche herstellte.

Und stürmischer erhebt sich die Frage: An welchem Orte geschah dies? In die Reihe der frühesten Mainzer Drucke vor 1448 will das Missale ganz und gar nicht passen; denn in diesen sehen wir schon Formen, die gegenüber den Missaltypen einen wesentlichen Fortschritt bedeuten.

Kann aber der Missaldruck schon in der Straßburger Zeit Gutenbergs entstanden sein? Das ist an sich gar nicht unmöglich, aber doch auch gar nicht wahrscheinlich. Warum? Gewiß müssen die Straßburger Genossen zur Ausnutzung der Gutenbergischen Geheimkunst, unter der wir nur die Anfänge der Typographie verstehen können, irgend etwas getan haben, um ihr reichlich eingeschossenes Geld und ihre ebenso reich eingesetzte Arbeitsmühe irgendwie wieder herauszuwirtschaften. Wir haben ja bereits gehört, wie groß und zuversichtlich schon im Spätherbst 1438 ihre Hoffnungen waren, dieses ihr Ziel zu

erreichen. Was aber machten – oder sagen wir es gleich – was aber druckten sie oder suchten sie wenigstens zu drucken? Bis heute ist nicht das geringste Ergebnis ihrer Arbeit aufgefunden worden. Könnte es da nicht das Missale speciale Constantiense gewesen sein, an dem sie im Schweiße ihres Angesichtes bis tief in die Nächte hinein arbeiteten? Läßt nicht auch die stattliche Höhe des aufgewandten Kapitals auf ein größeres Werk schließen, aus dessen Verkauf sie auch den erhofften Gewinn erwarten konnten?

Diesen Erwägungen, die nicht ohne Gewicht sind, steht allerdings hindernd entgegen, daß man nur schwer daran denken kann, daß Gutenberg und seine Straßburger Genossen, die in dem ersten primitiven Entwicklungsstadium befindliche typographische Kunst sofort mit einem schwer herstellbaren zweifarbigen Missale von 384 Folioseiten erprobt hätten. Selbst der kühnste Wagemut wäre vor der Größe und Schwierigkeit der Aufgabe zurückgeschreckt, da die Mittel zu ihrer Ausführung noch zu wenig entwickelt waren.

Wir wissen ferner, daß sich Missaldrucke für den Hersteller kaum rentieren konnten, da ihr Absatz immer nur auf das kleine Gebiet eines einzigen Bistums beschränkt war und die Kirchen jedes dieser Gebiete vielfach nicht in der Lage waren, ein Missale, mochte es geschrieben oder gedruckt sein, zu kaufen. Nur ein Auftrag von einer zentralen Diözesanstelle, die den Absatz garantierte, konnte einen Drucker zur Herstellung eines Missale veranlassen. Wie aber könnte man sich denken, daß ein führender Geistlicher der Diözese Konstanz 1438 erfahren hätte, daß ein in Straßburg wohnender Flüchtling aus Mainzer Patriziergeschlecht Bücher aller Art mechanisch massenweise und billig vervielfältigen konnte, zumal die Straßburger Genossen ihr Geheimnis auf das strengste zu wahren suchten?

Ein Auftrag aus Konstanz an Gutenberg, für die Konstanzer Diözese ein Meßbuch zu drucken, scheint mir für das frühe Stadium der Typographie fast unmöglich zu sein. Viel wahrscheinlicher ist, daß die Straßburger Geheimgemeinschaft sich Texte aussuchte, die wenig Papier oder Pergament fraßen, allgemein gewünscht und gesucht wurden und wegen ihrer geringeren Herstellungskosten für die Hersteller tragbar und für die Käufer erschwinglich waren.

Aber immer wieder müssen wir wiederholen: Es ist noch keiner dieser eventuellen Straßburger Drucke Gutenbergs aufgefunden oder sonstwie festgestellt worden. Solch kleine und vielgebrauchte Drucke wurden freilich schnell zerlesen und zerschlissen, sie waren schließlich nur noch gut genug, um als Makulatur verkauft und von den Buchbindern als Flickmaterial in ihre Einbände verklebt zu werden. Fast alle frühesten Kleindrucke sind uns nur durch diese Barbarei der Einbandkünstler erhalten geblieben; wie viele aber mögen gänzlich vernichtet worden sein, besonders wenn sie auf Papier hergestellt waren! Standen sie aber auf Pergament, so hatten die Orgelbauer, die Schwertfeger, die Goldschläger und die Fabrikanten von Patronenhülsen starkes Interesse an dem haltbaren Material, wenn es als Makulatur billig zu haben war. Nachdem noch in den letzten Jahren wichtige Kleindrucke Gutenbergs (wie z. B. das Provinciale Romanum von ca. 1456 zu Kiew in der Ukraine, oder ein Korrekturblatt des Astronomischen Kalenders für 1448 in Krakau, beide Male weit entfernt von ihrem Entstehungsort Mainz) als Einbandmaterial aufgefunden wurden, ist es durchaus nicht unmöglich, daß eines Tages auch ein Bruchstück eines typographischen Druckes aufgefunden werden könnte, das in die Straßburger Zeit Gutenbergs zurückreicht.

Aber da erhebt sich ein neuer Zweifel. Was wissen wir über die Tätigkeit Gutenbergs und seiner zwei übriggebliebenen Gesellschafter, nachdem Andreas Dritzehn zu Weihnachten 1438 gestorben war? Nichts, rein gar nichts!

Das ganze Jahr 1439 wurde durch den großen Prozeß in Anspruch genommen. Haben die Genossen ihre Gemeinschaft und ihre typographische Arbeit überhaupt im Jahre 1439 fortgesetzt und bis zum vorgesehenen Vertragstermin (d. h. bis etwa Spätsommer 1443) durchgeführt? Oder haben sie ihr Gemeinschaftswerk wegen Erfolglosigkeit gänzlich aufgegeben? Nirgends erfahren wir irgend etwas über sein Fortbestehen nach Weihnachten 1438. Es sieht fast so aus, als ob Gutenberg bei dem Tode seines Genossen Andreas Dritzehn (mindestens zunächst) die Arbeit an der geheimen Kunst gänzlich stilllegen wollte. Denn er läßt die Formen (das sind die gegossenen Buchstaben) bei seinen Geschäftsgenossen aus der Stadt nach St. Arbogast in seine Wohnung zurückholen und vor seinen Augen wieder einschmelzen. Aus der Tatsache, daß ihm die Vernichtung wenigstens einiger dieser Formen leid tat, muß man schließen, daß er die übrigen ohne Bedauern zerstören ließ, weil sie

vielleicht seinen hohen Anforderungen noch nicht entsprachen. Darf man daraus schließen, daß Gutenberg alle gegossenen Typen vernichtete? Und weiter: Gutenberg schickte zwei seiner Vertrauten und Eingeweihten, seinen Diener Lorenz Beildeck und (über seinen geistlichen Berater Anton Heilmann) seinen Pressebauer Conrad Saspach nach Weihnachten 1438 in die Wohnung des soeben verstorbenen Andreas Dritzehn, um das in der dort befindlichen Druckpresse liegende Geheimnis zu zerstören. Tatsächlich war aber der geheimnisvolle Gegenstand bereits verschwunden. All das läßt darauf schließen, daß der Tod des Andreas Dritzehn für Gutenberg zum Anlaß wurde, die Arbeiten an seinem Geheimunternehmen, unter dem wir nur die Anfänge der Typographie verstehen können, vorerst gründlich abzubrechen. Wir erfahren nirgends etwas darüber, daß sie während der Prozeßdauer, die das ganze Jahr 1439 in Anspruch nahm, oder nach dem im Dezember 1439 erfolgten Abschluß des Prozesses in Straßburg wieder aufgenommen wurden.

Wenn tatsächlich aber die Gutenbergische Gesellschaft zur Ausübung der Typographie in Straßburg nur wenige Wochen gedauert hätte, dann wäre auch zu erklären, warum nicht das geringste Bruchstück eines typographischen Druckes aus dieser Zeit uns überliefert worden ist. Man könnte annehmen, daß noch kein Druck hergestellt wurde.

Gewiß, Gutenberg blieb bis Frühjahr 1444 in Straßburg, also selbst noch etwas über die 1438 festgelegte Vertragsfrist hinaus. Er legte weiterhin Wein in seinen Keller und bezahlte die Steuern dafür; er verbürgte sich 1441 für ein Darlehen, das ein Straßburger Knappe beim Thomasstift lieh; er borgte selber 1442 bei dem gleichen Stifte 80 Pfund Pfennige; er wurde 1443/44 mit einem Vermögen von 400–500 Pfund für eventuelle Kriegsleistungen eingeschätzt; er wurde um die gleiche Zeit auch mit seiner Person in die Liste der Verteidiger Straßburgs eingetragen.

Auch die anderen direkt oder indirekt an seinem Unternehmen Beteiligten sind noch weiter in Straßburg nachweisbar: die drei Brüder Heilmann, der Goldschmied Hans Dünne und andere. Haben sie aber nach Weihnachten 1438 noch mit Gutenberg in Ausübung seiner Geheimkunst weiter zusammengearbeitet? Wir wissen darüber nichts.

Daß Gutenberg selbst seine Pläne und Arbeiten in Straßburg nicht fallenließ, ist unbedingt gesichert, denn er erscheint später in Mainz im Vollbesitze jener Kunst, um die er in Straßburg unter Einsatz größter Kräfte gerungen hatte.

Nach dem 12. März 1444 verschwindet Gutenberg aus Straßburg. Seine Presse blieb bei den Brüdern Dritzehn zurück. Sie stand noch 1446 bei ihnen. Es fällt auf, daß auch Gutenbergs Pressebauer Conrad Saspach am 21. März 1444 die Stadt, in der er das Bürgerrecht besaß, verließ. Gutenberg könnte zwar wegen des um diese Zeit eingetretenen Todes seiner Schwester Else, die bis dahin mit ihrem Ehemanne Claus Vitztum den elterlichen Hof zum Gutenberg bewohnte, zur Rückkehr nach Mainz bewogen worden sein. Es wäre aber falsch, etwa daran zu denken, daß es ihn nach Mainz gezogen habe, weil die politischen Verhältnisse seiner Vaterstadt, derentwegen er in die Verbannung ging und in der Verbannung blieb, sich in seinem Sinne geändert gehabt hätten. Denn gerade 1444 wurde unter Führung des die Patrizier hassenden Dr. Konrad Humery der Einfluß der alten Geschlechter in Mainz erneut beschnitten. Das aber hätte Gutenberg veranlassen können, wenn er Straßburg verlassen wollte, überall sonstwo hinzugehen, nur nicht nach Mainz.

Wohin aber sollte er sich wenden? Konnte es ihn und seinen Pressebauer nicht reizen, in der nicht allzu weit von Straßburg entfernt liegenden Stadt Basel ihr Glück und ihre geheime Kunst zu versuchen?

Die Armagnaken, die das Elsaß verwüsteten und Straßburg bedrohten und im September 1444 sogar den Ort St. Arbogast, wo Gutenberg gewohnt hatte, zerstörten, waren kurz vorher von den Schweizern in der Nähe von Basel so gestoppt worden, daß ihnen die Lust zur Rückkehr für alle Zeiten verging. Die Basler Vorstadt Klein-Basel gehörte zum Bistum Konstanz, obwohl der Ort 1392 in Basel eingemeindet worden war. Hier konnte Gutenberg sich nach einem Geistlichen umgesehen haben, der ihm ebenso Berater und Helfer wurde, wie dies Anton Heilmann in Straßburg gewesen war. Und diesem Geistlichen konnte er seine geheime Kunst geoffenbart und durch ihn den Auftrag des Bistums zum Druck eines Konstanzer Missale erhalten haben.

Ich gestehe, daß das nur erdachte Möglichkeiten, aber keine Sicherheiten sind.

Diese Ausführungen vager Wahrscheinlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten wäre wissenschaftlich absolut wertlos und könnten nur als phantastische Spintisierereien betrachtet werden, wenn nicht doch einige Anhaltspunkte für sie vorhanden wären, die historisch feststehen und an denen nicht mehr gerüttelt werden kann.

Aus der Tatsache, daß der Text des Missale speciale für den Gebrauch der Diözese Konstanz bestimmt war, kann noch nicht geschlossen werden, daß sein Druck auch im Bistum Konstanz erfolgte (Peter Schöffer stellte seinen ersten Missaldruck in Mainz für die von Mainz sehr weit entfernte Diözese Breslau her); aber wenn kein anderer Anhaltspunkt für den Herstellungsort eines Druckes vorhanden ist, kann auch der für einen begrenzten Bezirk bestimmte Text zu seiner Lokalisierung *herangezogen* werden, insbesondere für die früheste Zeit der Typographie.

Einen etwas besser fundierten Schluß kann man auf die Feststellung der Orte bauen, an denen die bisher bekannt gewordenen Exemplare des Missale speciale, seiner Bruchstücke und das Missale abbreviatum benutzt, aufbewahrt und aufgefunden wurden. Das Missale abbreviatum befand sich noch 1777 in Inzlingen bei Basel und kam erst damals nach St. Blasien und später von dort mit den Mönchen nach St. Paul; ein vollständiges Exemplar des Missale speciale wurde in Zürich, ein weiteres zu Romont in der Schweiz aufgefunden. Wesentliche Fragmente von 8 Blättern fand Schwarber in der Sammlung Neufforge zu Davos; sie waren vorher in Luzern, also auch in der Schweiz. Das von Haebler in einem Bande der Wolfenbütteler Bibliothek aufgefundene defekte Blatt des Missale speciale war von einem Buchbinder in eine 1489 von Keßler in Basel gedruckte Ausgabe der Werke Gersons eingeklebt worden. Nur das heute in München befindliche Exemplar weist seinen ursprünglichen Aufbewahrungsort nicht nach; bei ihm kann höchstens vermutet werden, daß es sich auch einst in Basels Nähe befand.

Gewichtig in die Waagschale unserer Entscheidung fällt die dritte Tatsache, daß die Wasserzeichen in dem von dem Missaldrucker verwendeten Papier deutlich darauf hinweisen, daß das Papier in Basel oder dessen nächster Nähe angefertigt wurde.

Dazu kommt ein vierter wichtiger Anhaltspunkt: Sowohl das Missale abbreviatum als auch das Zürcher als auch das Romonter Exemplar des Missale speciale wurden in Basler Buchbindereien eingebunden, wie die eingeklebte Makulatur aus Basler Urkunden, die in Basel nachweisbaren Buchbinderstempel und Bücherschließen ausweisen. Von den aufgefundenen Bruchstücken aber ist festgestellt, daß sie von Basler Buchbindern für ihre Einbände benutzt wurden.

Wir wissen, daß im Mittelalter die Handschriften vielfach in den gleichen Klöstern eingebunden wurden, in denen sie geschrieben worden waren. Ferner ist es hinreichend belegt, daß auch eine Anzahl Frühdrucker die Erzeugnisse ihrer Presse am Orte ihres Druckes oder gar in der eigenen Werkstatt einbinden ließen. Von der 42zeiligen Bibel Gutenbergs sind mehrere an ihrem Druckort Mainz eingebunden worden. Auch von dem ersten Nachfolger des Erfinders, von Peter Schöffer, wissen wir, daß er Drucke, die er in Mainz herstellte, auch in seiner eigenen Werkstatt in Mainz einbinden ließ und sie in diesem Verlegereinband auf den Markt brachte. Warum sollte diese Praxis bei dem Missale speciale ausgeschlossen sein?

Gewiß wiegt keiner der vier angegebenen Anhaltspunkte (jeder für sich allein) so schwer, daß man aus ihm den Schluß ziehen könnte, das Missale speciale sei in Basel gedruckt worden. Aber wenn mehrere solcher Anhaltspunkte übereinstimmend auf Basel zeigen, und wenn kein einziger Anhaltspunkt vorhanden ist, der etwa in eine andere Richtung wiese, so ist die Wahrscheinlichkeit doch ziemlich groß, daß auch der Druck des Werkes in Basel erfolgte. Keine andere Stadt der Welt als Basel kann bessere, gewichtigere und durchschlagendere Hinweise dafür anführen, daß der rätselvolle Missaldruck in der noch unvollkommenen kleinen Psaltertype in ihren Mauern entstanden sein *könnte*.

Unser Wahrscheinlichkeitsschluß entbehrt allerdings der mathematischen Sicherheit und Unumstößlichkeit. Aber auch in der so unbedingt sicheren Mathematik gibt es Wahrscheinlichkeitsrechnungen, gibt es Beweisführungen, die mit den Worten anfangen: «Angenommen, das Dreieck ABC sei das verlangte.» Wenn dann nachgewiesen wird, daß das *angenommene* Dreieck alle Eigenschaften des *verlangten* besitzt, dann ist es todsicher das verlangte Dreieck. Wir aber sind weit entfernt davon, die Todsicherheit unseres Wahrscheinlichkeitsschlusses zu behaupten.

Bei dem gegenwärtigen Stand unseres Wissens um die Anfänge der Typographie sind wir

nicht in der Lage, den absolut sicheren Beweis für die Entstehung des Missale speciale in Basel zu führen. Wir müssen aber mit Nachdruck betonen, daß für keinen einzigen anderen Entstehungsort so ausschließliche Anhaltspunkte vorliegen wie für Basel. Mir scheint die Möglichkeit zu bestehen, daß noch weitere Anhaltspunkte, die für Basel sprechen, gefunden werden können.

Die ältesten typographischen Drucke der Welt bis mindestens zum Jahre 1455 sind an die Person Gutenbergs gebunden. Sie entstanden an dem Orte, an dem der Erfinder sich zur Zeit ihrer Entstehung aufhielt. Urkundlich belegt in der Erfindungszeit sind nur zwei Städte als Aufenthaltsorte Gutenbergs: Straßburg von Frühjahr 1434 bis Frühjahr 1444 und Mainz von Herbst 1448 ab. Wahrscheinlich aber war Gutenberg von 1446 ab wieder in Mainz. Trotzdem klafft zwischen der Straßburger und der Mainzer Zeit eine Lücke. Diese Lücke hätte ein Aufenthalt in einer anderen Stadt ausfüllen können.

Alle erhaltenen Frühdrucke vor 1457 sind mit einiger Sicherheit ihrem Entstehungsorte, nämlich Mainz, zuweisbar; nur das Missale speciale Constantiense ist noch heimatlos. Die einzigen Anhaltspunkte für seinen Entstehungsort weisen auf Basel.

Wenn man eines Tages den schlüssigen Beweis führen könnte, daß Gutenberg das Missale speciale Constantiense in Basel druckte, so könnte das nur zwischen 1444 und 1446 geschehen sein, also *bevor* der Erfinder in seine Vaterstadt Mainz zurückkehrte, die er im September 1428 verlassen hatte. Da aber Gutenberg die Druckkunst nach Mainz brachte, um deren Erfindung er sich von 1436 ab in Straßburg bemühte, so wäre damit zugleich erwiesen, daß man in Basel früher druckte als in Mainz.

Wenn dann noch zusätzlich bewiesen werden könnte, daß die Bemühungen Gutenbergs in Straßburg noch zu keinem greifbaren Erfolg geführt hätten, und daß das Missale speciale Constantiense wirklich der älteste typographische Druck der Welt wäre, dann *müßte man sogar* der Stadt Basel die Ehre zuerkennen, Geburtsstadt der Typographie genannt zu werden. Freilich sprechen alle Nachrichten der Frühdruckzeit bis in das 16. Jahrhundert hinein klar dagegen, da sie ohne Ausnahme Mainz als Erfindungsort bezeichnen. Auch hat sich in Basel keinerlei Tradition von der frühesten Ausübung der Typographie in dieser Stadt erhalten. Schon die Basler Frühdrucker wußten nichts von dem vor Gutenbergs Rückkehr nach Mainz eventuell in Basel gedruckten Missale! Obwohl sie sich im Jahre 1472 rühmen, die Druckkunst erst «aus dem Schlamme gezogen zu haben», erkennen sie Mainz als ihren Geburtsort an.

Meine Damen und Herren! Wir sind wieder einmal (wie so oft in der Gutenbergforschung) vor ein verschlossenes Tor gekommen, das uns auf unser Pochen bisher nicht aufgetan wurde. Und weiter umkreisen wir das Haus der Erkenntnis wie die Elektronen den Atomkern. Aber der Wissenschaft der Physik ist es nach Überwindung scheinbar unüberwindlicher Schwierigkeiten gelungen, zum Atomkern vorzustoßen, ihn zu spalten und ihm sein Geheimnis der Kraft zu entreißen. Auch die Wissenschaft der Druckgeschichte darf in ihren Bemühungen nicht erlahmen, um bis in den Kern der historischen Wahrheit vorzudringen und zu entschleiern, was uns bisher noch verborgen geblieben ist.

Das Problem des Missale speciale Constantiense ist ein Kernproblem der frühesten Druckgeschichte; es zu lösen ist des Schweißes der Edelsten wert. Erfreulicherweise wurde gerade hier in Basel an der Aufhellung dunkler Seiten der Druckgeschichte fleißig gearbeitet. Ich erinnere an die sehr genauen Arbeiten von Gustav Binz und Arnold Pfister. Nun trat in die Fußstapfen seines Amtsvorgängers Gustav Binz mit großem Erfolge auch Karl Schwarber ein. Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß es den Basler Gelehrten gelingen möge, das Geheimnis zu enträtseln, das den frühen Missaldruck für das Bistum Konstanz umgibt.

Wohlan ans Werk! Die Wissenschaft erwartet mit großer Spannung das Ergebnis.